

(Nachdruck verboten.)

11] Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Wie der Simon das sagte, kam die Scham auf das neue an die Liesi mehr denn dort, als er den Erhard bei ihr gefunden hatte. Aber auch ein herbes Gefühl kam an sie, eine Erkenntnis, ihr Vater trage schwerer als sie an ihrem Falle. Er lief den Leuten unter den Augen herum, auf ihn mußten sie mit Fingern zeigen. Die Schande! die Schande! überkam es die Liesi.

Und da schaute sie mit einem langen Blicke zu ihrem Vater auf, schein und voller Schuld. Und wie sie harrete in ihrer anfliegenden Qual, wuchs in ihrem Herzen das Verlangen nach Vergeltung.

„Was hast Du, Liesi?“

Da schrie die Liesi auf:

„Vater, die Schande! die Schande!“

Bewundert schaute Simon auf seine Tochter. Er verstand nicht.

Da wimmerte die Liesi:

„Vater, verzeih' mir, die Schande, die ich über Dich gebracht hab'!“

Simon strich seiner Aeltesten über die Haare. Für ihn war sie die gleiche. Sie hatte ja verloren, nur sie. Was da, Schande? Nichts da. Andre tun das gleiche, was die Liesi getan, nur hatte die Liesi Pech dabei gehabt. Das war alles. Wie er so dachte, zuckte ein leichtes Lächeln über sein Gesicht. Er sagte:

„Dummes Zeug, Liesi, laß das!“

Aber das Mädchen dachte nun darüber nach. Bislang war sie durch die Ortschaft gegangen, ohne darüber zu sinnen. Und als sie tragenden Leibes gewesen, hatte sie das Gefieder gehört und nicht darüber nachgedacht und kein Arg gefunden. Und jetzt stand das Gespenst vor ihr. Die Schande! die Schande!

Sie sagte weinerlich zu ihrem Vater:

„Ich kann ja nicht mehr durch das Dorf gehen, ich schäme mich zu Tode vor den Leuten.“

Da zeigten sich auf der Stirn des Simon zwei herbe Falten. Finster und grollend sagte er:

„Daß das, Liesi, sag ich Dir! Das geht Dich an und die Leut nichts! Verstehst Du, Liesi, Dich?“

Berschüchtert schwieg das Mädchen. Der Simon ging voller Unrast in der Stube umher. Schande! Das fehlte gerade noch. Das war der Liesi ihre Sache. Aber das waren ja auch nicht die Leute. Das war die Liesi. Die hatte das Gespenst auf dem Herzen und ängstete sich damit. Das durfte sie nicht. Sie mußte ohne jede Regung tragen, was ihre Last war. Die Leute! Was wollten diese Leute denn? Die Liesi fürchtete sich vor den Leuten, das war's. Sie kann nicht mehr durch das Dorf gehen, nicht mehr unter die Leute? Gerade das mußte sie, unter die Leute mußte sie. Dann würde das Gespenst vergehen und die Liesi würde tragen, was ihre Last war.

Mit einem Ruck blieb er vor seiner Aeltesten stehen:

„Hör, Liesi, so geht's nicht! Jetzt mußt Du erst recht unter die Leute und den Kopf hochheben. Du wirst darum Dein Kind selbst zur Taufe tragen.“

Die Liesi meinte und schluchzte als Antwort und wieder flossen die Gewässer ihres Gefühls ungehemmt durch Schleusen als Tränen über ihre Wangen. Aber das änderte nichts. Der Simon hatte seinen Kopf aufgesetzt und da mußte sie tun, was der Vater wollte.

Darum weinte sich die Liesi in den Gedanken, daß es so sein mußte, hinein, und als sie einsah, daß da nichts vor war, versicherten die Gewässer und ihr Gemüt wurde ruhig. Aber jedesmal, wenn sie an den Tag der Taufe dachte, gab's ihr einen Stich in das Herz.

Doch auch die Taufe kam.

Mit der Taufe des erstgeborenen Kindes des Erhard und seiner Ehefrau Madlen, des Lächensfrües Tochter, sollte die Taufe des Kindes der Liesi, das sie vom Erhard hatte, zusammenfallen.

Die Liesi selbst wußte von alledem nichts. Sie verblieb alle die Tage über bis zum Laufakt zu Hause. Sie fürchtete sich mit heilloser Bangigkeit vor dem Laufgang. So fühlte sie, unter dem Banne ihrer Furcht stehend, nicht einmal groß die Mißachtung, welche in der Absage, Pate zu sein, lag, die von der Liesi besten Freundinnen kam.

Da schaute sich Simon selbst nach Pate und Patin um für das erste Entelkind, den Bastard seiner Aeltesten. Ein Verwandter und eine alte Nachbarin taten um Gottes willen den Christendienst, das Kindlein vor dem Altar auf die Arme zu nehmen.

Als der Erhard Wind bekam von dem Plan des Simon, kam ihm die Galle, und er besprach sich mit seinem Vater. Der alte Schlüsselwirt bohrte seinen Gegenschwäher, den Lächensfrü, an und da machten sich beide zusammen hinter den geistlichen Herrn. Aber der Simon war im Rechte. Niemand konnte ihm den Tag, den er wählte, verbieten. Da drohten die beiden Alten dem Pfarrer, wenn das nicht zu machen wäre, dann würden sie beide dafür sorgen, daß das nächste Mal keine Wahl zustand käme, wie sie dem geistlichen Herrn passe. Das wirkte. Der geistliche Herr versprach nachzudenken und das mögliche zu tun.

Doppelt feierlich wurde die Kirche an diesem Sonntag eingeläutet. Kam doch das Kind des Erhard zur Taufe. Nachher sollte allerdings auch noch der Bastard der Liesi vom Waldhüter drankommen. Und die Leute hatten wichtige Blicke zu tauschen, und wenn sie gut Freund waren, auch schadenfrohe Gesichter. Die aus dem Armenhaus, dieses unangenehme, verlumpte Gefindel, hatten ein lautes Lachen. Und der Brenkert-Baschi sagte in seinem Rausche, den er mit zur Kirche brachte, die ganze Wahrheit gleich heraus. Allerdings lallte er mit seiner schweren Zunge schon derart, daß man ihn kaum verstehen konnte. Aber da immerlin einige Gefahr vorhanden war, nahm ein guter Freund des Schlüsselwirtes den Brenkert-Baschi unter den Arm und ging in den Schlüssel einige Schoppen mit ihm trinken. Und als der Brenkert-Baschi, dem das Mädchen am Schanktisch unter jeden Schoppen die Hälfte Schnaps mischte, so vollbesoffen war, daß er sich in nichts mehr von einem Tier unterschied, da gingen die Knechte des Schlüsselwirts und warfen ihn in einen leeren Saustall, auf den alten Mist, der drin lag. Dort sollte der Lump seinen Rausch ausschlafen, auch konnte ihn niemand hören, denn der Stall lag hinten im Hof und der Riegel zur Tür war geschoben.

Als am anderen Tag der Brenkert-Baschi aber immer noch stille war, da fiel es einem Knechte ein, nach dem Säufeling zu schauen. Der Baschi lag da tot, wie nur einer tot sein kann, auf dem Saumist und sagte nichts mehr. Der Doktor meinte, der Mann sei am Rausche gestorben, gesoffen hätte der ja nicht wie ein Mensch. Mindestens einen Liter Schnaps müsse er in sich haben. Da wurde das Schankmädchen bedenklich blaß. Aber ein Knecht sagte, ja, der Baschi hätte geschnaps't im Schlüssel, das sei sicher. Da schrieb der Doktor den Totenschein und sie vergruben den Baschi auf dem — Gottesacker. Der Freund des Schlüsselwirts konnte sich aber nur zu gut daran erinnern, daß der Baschi nur Wein getrunken hatte, und zwar mit ihm selbst. Auch war ihm das kein Rätsel, wie der Schnaps zum Baschi kam. Der gute Freund war zwar schon verheiratet und hatte einige Kinder, aber er malte dem Schankmädchen aus, daß eigentlich auch das vergiften hieße, wenn man einem Gast Schnaps unter den Wein mische, besonders wenn der Gast daran sterbe. Im Zuchthaus sei es zwar nicht gerade schön, aber Zuchthaus bekomme jedweder für so was. Dem Schankmädchen wurde bang zu Mute und der gute Freund sagte, entweder — oder Zuchthaus. Da sagte das Schankmädchen „entweder“ und hatte von dort ab alle Jahre ein uneheliches Kind, das je der Gemeinde zufiel, da kein Vater zu finden war und das Mädchen nicht genug aufbrachte zum Unterhalt, das elend schlechte Mensch das.

Diemeil der Brenkert-Baschi im Schlüssel zu Tode gesoffen wurde, ging der Gottesdienst in der Kirche vor sich. Die Leute vom Waldhüterhaus und die Paten des Kindleins der Liesi saßen in der Sakristei und warteten, bis ihre Taufe drankam. Sie wunderten sich, daß die Schlüsselwirstaufe

noch nicht da war. Aber solange der geistliche Herr ihnen Zeit ließ, sie wurden doch nicht klug.

Dieweil taufte der Pfarrer das Mädchen aus dem Schlüssel. Die beiden Großväter und die Patenschaft standen um den Täufling herum in schwerfälligem Prun.

Die anderen Leute machten große Augen und atmeten dazu, und wie alles zu Ende war, liefen sie der Taufe nach ins Freie.

Vor der Kirche spielte die Disharmonie zur Ehre der Taufe ihr Blech. Bum bum bum und duli duli du, mit schänderä ging's nach dem Schlüssel.

Auf einmal hörte die Waldhütertaufe eine lustige Musik, die langsam weiter zog. Und dann, als nach einer Weile der geistliche Herr bereit war, da hatten die Schlüsselworte den Vogel abgeschossen. Die Kirche war bereits leer, und der geistliche Herr mit seinem Küster und Puben war da, im Turm droben einige Dohlen und Ratten im Keller.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Erzählliteratur.

John Galsworthy: *Weltbrüder*, ein Roman, deutsch von Lisa Landau (Verlag Bruno Cassirer, Berlin). Die Bücher dieses Engländers, des aufsteigenden Gestirns erster Klasse unter den modernen sozialen Dichtern, sind keine landläufigen Romane mehr. Sie bieten mit ihrer erstaunlichen Sachlichkeit, mit ihrer objektiven Beobachtung eine sozialreformatrische Macht. Ähnlich wie Shaw, Tolstoi, wie Gorki zu Gesellschaftskritikern wurden in ihren Werken, geht auch durch die Romane dieses scharfsichtenden und scharfsinnenden Briten das große Mitgefühl für die Klasse der Entrechteten und die große Anklage der Herrschenden. Doch ist es keine schreiende, bittere Tendenz, die schwarz und weiß gegenüberstellt. Galsworthy sieht tiefer, erfasst die Zusammenhänge, zertt keine Einzelsfälle zur Illustration seiner Rahn- und Beobachter herbei; er erweitert seine Schilderungen ins Typische und erkennt vor allem die Menschennatur selbst als das größte Bollwerk gegen alles soziale Heil. Wie in seinem Roman: „Der reiche Mann“ das Weien der englischen Bourgeoisie wie in einem Brennspiegel aufgefangen ist, hingezogen mit der scheinbar kühlen Ruhe eines unbeteiligten Sittenschilderers und doch plötzlich hinauswachsend über das Klima der Begebenheiten und wie mit Flammen die Debe und Leere, den Geschäftsgeist und die Schucht der Reichen bestrahlend, so zeigt der Roman *Weltbrüder* mit grauenhafter Deutlichkeit die soziale Verklüftung der britischen Metropole. Abgründe zwischen den Gesellschaftsschichten, tiefe Abgründe zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat, über die keine, oder nur „lustige“ Brüden führen, schiebt sich auch ethische Reformen und theoretische Sozialisten, wie der tapfere junge Mediziner und „Sanitist“ Dr. Martin mühen, so ihrisch schön auch wohlwollende, aber weltfremde Utopisten wie der große Stone, ein silberweißer Prophet in Loden, von Weltbrüdern und Weltbrüderturn schwärmen. Nein, hier die Welt der Lachhöhe, Scheds und Ulmen bekränzten sonnigen Eigenhäuser, dort das „Schattenland“, dessen Bild die finstere Houndstreet, eine gekrümmte graue Straße mit trübseligen Häusern ist. Hier haust das Elend und das Laster. Hautfranke, Dirnen, Müßiggänger, Trinker, Schwindsüchtige, Verbrecher. „Weder Verwunderung noch Auflehnung, noch Behmut oder Scham trat je in diesen Gesichtern zu tage; statt dessen äußerte sich bei ihnen nur eine dumpfe, gefühllose Ergebung oder eine mechanische, rohe Lustigkeit“. Zweimal läßt Galsworthy, dessen ethische Lebensanschauung von der gleichen bezwingenden Größe hier erscheint, wie die Schönheit und unverbrauchte Kraft seiner Sprache, die Menschen vom Sonnenschein die Brücke ins Schattenland betreten. Ein gutgenährter Bürger und ein feingliedriges Dottelkinnmädchen empfinden dumpf und dunkel „etwas muß da geschehen“. Aber was geschieht hier und auch sonst? Sie machen Krankenhausbesuche, fragen die „Schatten“ aus, wie sie wohnen, essen, was sie verdienen, ob sie glücklich sind und lehren nach dieser Statistik wieder ins Sonnenreich zurück, um sich zum Diner umzukleiden. Der andere macht in Menschenliebe aus Langerweile. Seine Ehe ist reizlos geworden — drüben bei den Schatten lebt ein Mädchen, das zieht ihn mehr an als ihr soziales Elend. Aber ihr Bider riecht zu schlecht, deshalb lehrt auch er aufatmend dem „ordinären“ Bad den Rücken und flieht zurück zur Phrasenwelt der sogenannten Menschheitsbeglückter, in deren Wärme und Satttheit der silberhaarige Utopist ein Buch von den „Weltbrüdern“ diktiert. Ein hoffnungstotes, aber auch ein heiliges Buch für alle unverbesserlichen Verfechter halber Arbeit, d. h. für die sozialen Nichtsnutzer und Ausbeuter, die mit Palliativmitteln den King und Kaiser vor dem Verhungern retten, in dessen die ganze Schicht der Schattenmenschen in Elend und Dunkel belassen.

Max Dauthendey: „Raubmenschen“, Roman (Verlag H. Langen, München). Der Lyriker Dauthendey, dem wir, seit er das Ultraviolette seiner Jugendversuche abgestreift und in langer Pause zum Gestalter herangereift ist, als feinsinnigen Novellisten wieder begegneten und der in letzter Zeit sogar auf der Bühne Glück gehabt hat, wo bekanntlich für den größten Sinn (nach Nietzsche) geschrieben werden muß, versucht sich nun auch im Epischen. Sein Roman „Raubmenschen“ ist so wenig Schablone, wie in den Gals-

worth'schen Büchern die Geige des Romans nach der Schablone befolgt sind. Doch das, was bei Dauthendey die Form sprengt, ist vielleicht gerade das Wertvollste. Es sind die Naturbilderungen, die „Gesichte“, die das hunte Leben ihm gibt, es sind die durch ein eindringendes Schauen und anschauliche Wiedergabe wieder zum Bild gewordenen Eindrücke, mit der er die Geschichte unterbricht. Sein Held, der das Raubmenschen am eigenen Leibe und in der Umgebungswelt ringsum verspürt, ist ein Lebensbetrachter und Lebenserleber. Zu einer solchen Hellhörigkeit und Hellständigkeit kann aber nur ein Mensch kommen, der die Fernen aufsucht, der von der Scholle sich riß, um dem brauenden tausendfältig wechselvollen Leben ins ebenso grausame wie schöne Angeischt zu schauen. Man merkt es Dauthendey's Roman in jeder Zeile an, auch wenn er nicht den Atlantischen Ozean so lebendig vor das Auge zu zaubern wüßte, auch wenn das Abenteuerland Mexiko nicht in seiner Farbenfülle, in seinen Leidenschaften und „Raubmächten“ so vom Blute der Wirklichkeit durchpulst dargestellt wäre, daß der Dichter nicht am Schreibtisch phantasierte, sondern daß ihm das Erleben die Feder führte und besüßelte. Jedoch ist es nicht das Erleben, was ein Werk aus der toten Sphäre reißt, es ist die Verarbeitung des Erlebens und zwar die innere Absorbierung, Aufzehrung und wie dann das zu Weltanschauung, Gedante und Gefühl gewordene Erleben sich in dichterische Form umsetzt. Dauthendey's Dichternatur strebt im vorliegenden Roman Jenseits mit kosmischem Gefühl gewarter Modernität zu, die in der Bewegung der Kräfte die neue Schönheit sieht. Selbstmord, Todschlag, Brand wüten als Raubmächte über Glück und Leben, aber nicht weniger gierig zerfleischen die Raubmenschen in offener und verstedter Form Glück und Leben. Dauthendey's Gedante des Romans ist auf die Formel zu bringen: alles Leben ist Fressen, die er mit brutalen, grellfarbenen, erotischen Bildern illustriert.

Hermann Bang: *Seltene und andere Geschichten*. (E. Fischer's Verlag, Berlin.) Der dänische Dichter, der mit einer so liebevollen Vertiefung, mit einer Inbrunst möchte man sagen, die kleinen Dinge des Alltags umfaßt in seinen sanften und stillen Büchern, so daß sie groß und schön wurden, so bedeutsam wie die lauten Abenteuer des Lebens — er wendet sich in diesen Novellen dem Uebernatürlichen zu. Eine Mythik, die von geheimnisvollen Kräften überzeugt ist oder forschend diesen nachspürt, durchzieht die seltamen Geschichten. Es ist nicht der Gruelkreis der Spulgeschichten, der den Erzählungen von Vorahnungen, Wahrträumen, Verklüdungsgeschichten, transcendentalen Erscheinungen ihre Spannung gibt, es ist die packende Gegenständlichkeit geheimnisvoller Geheißnisse und die aufspürende Verfolgung ihrer inneren Triebkräfte und Rätselhaftigkeit, das die Novellen über das Niveau willkürlicher Phantasterei hinaushebt. Und wenn Bang die okulte Sphäre verläßt und in die Sammlung dieser Skizzen mit abergläubischem Geist eine und die andere Erzählung einschleibt, gleich einer schlachten Weise, wie z. B. das wehmütig schallhafte Lebensbild des „Alten Fräuleins“, so kommt wieder der alte Stimmungszauberer hervor, der zu rühren versteht ohne die süßliche Sentimentalität der Gefühlsdueler.

Vera Cornelius: *Fernanda Einmann*, ein Roman aus dem modernen Frauenleben. (Verlagsanstalt Neuf u. Zita, Konstanz.) Ich würde diesen Roman unter einem aufgestapelten Stoß Bücher von Frauen und über Frauen nicht herausgegriffen haben, wenn er mir nicht typisch erschien für die Auffassung so vieler Frauen, die sich das Weitort „modern“ zugelegt haben. Ich möchte beileibe kein Hiriprediger eines fleingeistigen Philisterideals sein, das sein höchstes Ziel in einem Winkelglück erblickt, aber es wirkt immer wie ein Sprung in der Glode, wenn eine Verarmtheit, wie sie in der Geschichte vom Unglück der Vera Cornelius als Tragil und als Großgeistigkeit ausposaunt wird. Da ist eine als edel denkend geschilderte Frau, deren Entfugung, schmerzhaft Liebe zu einem Offizier und einames Leben in der Gewißheit, „recht gehandelt zu haben“, eine Lebensgeschichte von nahezu 400 Seiten abgibt. Und warum das alles? Weil sie nicht wollte, daß ihrewegen der Geliebte den bunten Rod auszieht. Eine harmonische Vereinigung — das Menschliche — ohne des Königs Rod schien ihr unmöglich, und so opferte sie sich. Wo bleibt hier die Tragil, die Großmut, die „Persönlichkeit“, in deren starrer Stärke (lies Verböhrtheit) die Verfasserin das Moderne erblicken will? Die Romane, die man einteilen könnte in Bücher vom alten und vom neuen Weibe, sind hier durch eins der vielen vermehrt, die im Halben stehen bleiben, aber durch die Gewandtheit ihres Vortrages und die Klären einer hohen Denkungsart über ihre innere Wesenlosigkeit täuschen. Sie führen in Verwirrung, statt in Klarheit, sie sind trotz aller verherlichten Charakterstärke damenfäst.

F. Gräfin zu Reventlow: *Ellen Diestjerne*. (Verlag H. Langen, München.) Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Hier entblöht eine starke Persönlichkeit schonungslos ihr Leben und ihre Seele, hier weht die Luft des Modernen so stark, daß sie uns die Nase kigelt. Korrekte Bürgerseelen werden an diesem Bekenntnisbuch viel Anstoß nehmen; werden da doch so gar keine Rücksichten anerkannt auf alle die traditionellen Gesellschaftswerte, wie solch einer z. B. der Offiziersrod im vorherbesprochenen Roman ist. Hier lebt eine Frau im wahren Sinne ihrer Ueberzeugung, hier wird eine hochgeistige Individualität nicht nur mit Aufwand schöner Reden geschildert, hier springt sie uns von selbst entgegen. Und die Modernität ist nicht die Emanzipation von landläufiger Sitte, es ist nicht die Kühnheit und Unbekümmertheit,

mit der sich das adelige Fräulein loslöst vom muffigen Geist ihres Vaterschlosses — es ist der große Mut der Verantwortlichkeit und die Stärke dieser durch das Inferno aller Erniedrigungen geschleiften Gräfin, die sie heil und glücklich daraus hervorgehen läßt. Hier hören wir die Sprache einer wirklich innerlich freigeordneten, und wenn diese Verachtung aller Spießertugenden Ellen Dnestjerne notgedrungen zu mancherlei moralischen Freiheiten führt, die in der Nähe des Sumpfes liegen, so bleibt das Buch dennoch auf sittlicher Höhe in seiner graufamen Offenheit und seinem vornehmen Geist, der für die Aristokratie der Geburt die Aristokratie des Gefühls eingetauscht hat.

Ein menschliches Dokument, wie das Buch der Nebentlow, ist der jüngste Roman Helene v. Böhlau's: *Isebies* (A. Langen, München). Hier ist jedoch nicht die Freigeistigkeit das Stärkste, sondern das Dichterische. Die Begebenheiten werden aus ihrer aufregungslosen Friedlichkeit, wie sie z. B. im ersten Teile, der Weimarer Jugendzeit der Träumerei Isebies mit wunderbarer Frische und Wärme dargestellt sind, ins Poetische verklärt, über den Ereignissen liegt der Hauch einer Wärme und Licht ausstrahlenden Kraft, wie sie Helene Böhlau zuvor kaum so intensiv gehabt hat. Isebies ist die Entwicklungsgeschichte eines Kindes mit schwärmerischem Gemüt; das eigene Leben der Dichterin vermischt mit den Ereignissen; wir sehen den Konflikt dieses starken, eigenwilligen Kindes, in dessen Kopf und Herz die sonderbarsten Abenteuer einen phantastischen Tanz aufführen, mit der biedereren Allmodischkeit der Eltern. Aus der großen Güte, die durch alle Romane der Böhlau wie ein heißer Strom rinnt, quillt Harmonie und Versöhnung für das flammende Herz des Mädchens, das in das Leben mit hellen, staunenden, fragenden und erkennenden Augen schaut. Und dann kommen die Kämpfe, die Stürme des geliebten Lebens, und aus diesem stürmischen Meer aufgewühlter Leidenschaften ragt das Eiland, die seltsame, märchenhafte Ehe Isebies mit dem philosophischen Sonderling, dem Manne, dem die Dichterin in diesem letzten Roman ein schönes Denkmal setzt. Wir verfolgen mit Interesse die Zeit in Konstantinopel, die wie ein Roman klingt, die türkische Hochzeit, die Isebies und den Geliebten, der ihretwegen dem Islam sich verschwor, um aus widrigen Eheverhältnissen herauszukommen, zu jenem von Philosophie und seelischen Hasten durchleuchteten Leben vereint, dessen Erinnerung der letzte Teil des Buches geweiht ist. Liebt man diese noch vom Glück durchgitterten Blätter, könnte man ein wenig an Schönmalerie denken. Beinahe krampfhaft ist die Verfasserin bemüht, das Bild des Mannes mit Schönheit und Höhe zu schmücken, dessen Tod das irdische Band zerriß und dessen Geist und Lebenswerk nun von Isebies-Böhlau für die Nachwelt auf ein Piedestal gestellt wird, von der Glorie eines Heiligen beschienen. Und doch, was Alexander Dohn, den Denker und Weisen, den hinter die Schleier des Lebens Blickenden umfließt und sein Bild leuchtend macht, ist nicht der Widerschein seiner eignen Persönlichkeit — Helene Böhlau's heile Feder ist es, die hier in dem Gedank- und Dankbuch dem Verbliebenen groß und reich macht. Wenn auch das Buch im Urgrunde eine Art Erklärung und Verteidigung, eine Aufhellung und Richtiggstellung der romantischen Ehe Helene Böhlau's sein sollte, so wüßte doch im Gestalten der Verfasserin Meisterhaft die Absicht hinweg, und wo sie aus dem eigenen Leben schöpfte, formte die Poesie und überspann persönliche Dinge mit lyrischem Zauber und dichterischer Beseelung.

Einem bestimmtem Problem, einer einschneidenden sozialen Frage wendet sich Helene v. Böhlau zu in ihrem Roman:

„Nach dem dritten Kinde“ (Egon Fleischel u. Co., Berlin.) Sie schildert das Elend einer Offizierserin nach dem dritten Kinde. Zeichnet die Not und die schrecklichen Folgen, die der Schritt der Frau zur Folge hat, der sie zu Mitteln greifen ließ, sich von dem dritten, ihr Budget übersteigenden Kinde zu befreien. Daß die Verfasserin ihr aufrüttelndes Beispiel aus „hohen Kreisen“ nimmt, die repräsentieren müssen, von der eigentlichen Not des Proletariats aber unberührt bleiben, das unter reichlichem Kinderlegen ganz andere Entbehrungen und Daseinskämpfe zu ertragen hat als die Ständesfamilie, nimmt der ausgeworfenen Frage: ob eine Mutter nicht das Recht auf ihre Leibesfrucht hat und ob sie im zwingenden Falle nicht ohne Konflikt mit dem Gesetz sich vor existenzvernichtendem Zuwachs schützen darf, nichts von ihrer sozialen Bedeutung. Es dürften von einem Staate, der das Glück und den Wohlstand seiner Bürger will, nicht nur die Vorbeugungsmittel zur Verhütung der Empfängnis erlaubt sein, es müßte als geradezu sittliche Forderung anerkannt werden, daß eine schwangere Frau, wenn die ökonomische Basis der Familie bedroht wird, das „Zwiel-Kind“ als Frucht beiseitigen darf.

Eine Drohschüre Herbert Eulenberg's: „Das Leimende Leben“ (Ernst Rowohlt's Verlag, Leipzig) möge gleich hier lobende Erwähnung finden. Das gleiche Thema, „würdig der Betrachtung eines Dichters“ Eulenberg findet und stellt mit kraftvoll beredten Worten unser rückständiges Gesetz der Verzeiwung der „ungevollten“ Mütter und der Achtung des Anwalts gegenüber, der mit menschlich gerechtem Sinn die „Fruchtabtreiberin“ verteidigte, die — die Vernichtung ihrer Freiheit, ihres Rufes, ihrer Stellung vor Augen — anderen Frauen geholfen hat, eine Bürde los zu werden, die sie nicht zu tragen vermochten. . . .) Helene v. Böhlau hat sich in ihr Problem hineingefühlt mit aller Wärme und Begeisterung einer Kämpferin für Gerechtigkeit; daß sie ihr Menschheitsbeglückungsfuror zuweilen zu sentimentalen Mitteln treibt, wiegt nicht schwer gegenüber der volkswirtschaftlichen Propaganda, gegen-

über den gefunden Ansichten und der Zweckdienlichkeit des vielleicht etwas allzu bewegend geschilderten Verzeiwungskampfes der gemarterten Offiziersfrau, die sich von unerwünschtem Familienzuwachs befreien will.

Zuletzt noch ein Buch über Frauen: „Jüdinnen“ von Max Brod. (Argel Junders Verlag, Berlin.) Diesen Roman könnte man eine Monographie der jüdischen Frau nennen. Die Handlung, mit allerlei Spiel und Liebesaffären gespickt, interessiert im Kern wenig. Ein semitisches Gehirnweib, dennoch nur mit dem Halbwissen geistreichelnder Ingenieurdamen begabt, bringt Geist und Leib eines jungen Judenknaben in Verwirrung und steuert ihr Lebensschiff über die Bogen verschiedener beiderseitigen Ektasen zuletzt ins Meer einer gesicherten Ehe. Aber in dieser Gestalt ist gewissermaßen die Quintessenz der modernen jüdischen Frau gegeben. Mancherlei Exempare, gleichsam Miniaturausgaben, gruppieren sich um diese Hauptgestalt, jede einzelne mit Hervorhebung eines typischen Zuges. Diese Irene mit dem kalt sezierenden Verstande, mit der Blasiertheit des Herzens und dann wieder mit der raffigen Entschlossenheit, mit dem intellektuellen Erfassen ihres Vorteils und dem Phrasentalent, mit der Fähigkeit des Willens und der Gewandtheit ihrer Klasse — zeigt des Verfassers erstaunliche Beobachtungsgabe, seine psychologische Sonde, seine gewandte Kunst, die charakteristischen Ausstrahlungen seiner Objekte wie in einem Brennpunkte zu sammeln. J. V.

Der Maulesel.

Von J. W. Nylander.

„Nein, hol' mich der Kuckuck, etwas so Schauderhaftes ist mir doch noch niemals vorgekommen!“ rief Big Charley, der Sandesfjorder, und schüttelte seinen großen, gutmütigen Kopf, langte nach dem Tabaksbeutel und fuhr, während er bedächtig seine braun angerauchte Tonpfeife stopfte, fort: „Zweierlei gibt es, das mich immer wild gemacht hat, nämlich daß ein Mann eine Frau oder ein Pferd mißhandelt! Hat jemand von Euch ein Bündholz? — Danke! — Aber einmal ist es mir passiert, daß ich mich sogar um eines Maulesels willen geprügelt habe.“

„Geprügelt!“ wiederholte Göranson, der Gottländer. „Ich glaube, Du könntest niemals hitzig werden, Du, der —“ „Ja,“ unterbrach ihn Big Charley, „eigentlich war ich es auch nicht, der anfang, sondern ein Finnländer, ich bin ihm dann nur etwas zu Hilfe gekommen.“

„Erzähle, Charley!“ riefen Göranson und Peter der Kistöder, einstimmig, während Zoe, der Zeländer, sich behaglich auf dem Leibholz ausstreckte.

Ich hatte, vertieft in ein Buch, abseits auf Deck gesessen und ihre Unterhaltung nur mit halbem Ohr gehört. Uebrigens waren es die alten Geschichten von Seebauentauern, von Stürmen und Savarien, von Ausreisen und Unfug im Hafen, während neu geheuert wurde. Der Erzähler pflegte dann selbst der Held dieser Taten zu sein, und das war ihm ja im Grunde auch nicht zu verdenken. Es galt nur sich ordentlich zu reuanchieren. So konnte es vorkommen, daß jeder von ihnen mindestens einmal mit dem schnellsten Schiffe der Welt gefegelt war, und in der Regel war das natürlich ein Amerikaner gewesen; daß jeder den schlimmsten Pylton erlebt hatte und in der denkbar kürzesten Zeit sein Geld losgeworden war.

Run aber hatte Zoe der Abwechslung halber mit großem Erfolge eine ungeheuerliche Geschichte erzählt, in welcher er nur eine Zuschauerrolle gespielt hatte. Sie handelte davon, wie Dan Murph, der Schmied, der daheim in Gleewood mit seinen Eltern auf demselben Flur wohnte, eines Tages seine Frau an die Wand festschmiedete und dann die Nachbarn herbeirief, damit sie sähen, wie eine treulose Frau bestraft werden müsse. Natürlich war Dan betrunken gewesen, das versteht sich. Und seine Frau war ein jämmerliches kleines Geschöpf, dem es nicht im Traume einfiel, treulos zu sein —

„Southern Cross“ machte mit allen Segeln bei nordwestlichem Winde gut ihre fünf Knoten durch den südlichen Atlantik unter wolkenlosem Himmel. Wir waren auf der zweiten Reise unterwegs nach Sidney und verkürzten uns auf Deck wie gewöhnlich den Sonntagnachmittag mit Erzählen. Nur der erste Steuermann machte oben auf Halbdeck seine einsame Wanderung auf und ab, auf und ab. Und der alte Brown, der am Ruder stand, war auch allein. Man sah ihn aber kaum, denn nur der Deckel eines alten sonnenverbrannten Panamahutes gukte hinten über das Dach der Kajüte heraus und bewegte sich lustig von einer Seite zur anderen, duzte sich und tauchte wieder auf. Es war Browns Hut; er hatte die Gewohnheit, jedesmal, wo er das Rad steuerbord oder backbord drehte, gleichzeitig den Kopf zu bewegen und dabei mit sich selbst zu reden. Dieses war eine von Browns Eigentümlichkeiten, warum sollte denn auch ein alter Segelmacher nicht seine Eigenheiten haben? —

Alles war so still und friedlich. Das Kielwasser plätscherte leise, und ab und an hörte man ein Knirschen in den Riggern, eine flagende Witte um Talg von den sonnendurchhitzten Bolzen und Blöcken. Nur aus der Kambüse hörte man deutlich, wie der Koch „Daisy Bell“ pfiiff, während er das Labstaus*) zum Abendessen tnelete und bearbeitete.

*) Labstaus = Kartoffelmus.

Es war Zoes Erzählung, die Big Charley zu dem Ausruf heranliefte und aus dem sonst schweigsamen Kameraden den Anfang einer Geschichte hervorgeholt hatte. Da ich aber kein absonderliches Interesse für Maulesel verspürte, beabsichtigte ich, mein Buch fortzulegen und mich bereit zu machen, um Brown am Ruder abzulösen, als Big Charleys „es war ein Finnländer, der anfing“ meine Aufmerksamkeit weckte.

Wie eigen doch dieses kleine Wort „Finnländer“ berührt, wenn man da draußen unter lauter Fremden ist. Wieviel schließt es in sich, und wie manche Erinnerung wird dadurch geweckt! Welche Freude, wenn wir es mit Achtung aussprechen hören, welche ein Kummer, wenn es nur Verachtung oder Hohn zur Folge hat. Wie eilen nicht die Gedanken beim Hören des Wortes auf Flügel der Sehnsucht zu den Unseren, die fern in der Heimat uns lieben, uns vertrauen und auf unsre Wiederkehr hoffen.

Big Charley, seine angezündete Pfeife behaglich in der einen Mundede, hatte inzwischen seine Erzählung begonnen, und ich blieb stehen, um zu lauschen. Die Geschichte war nun nicht eben sehr erfreulich und gar nicht geeignet, das Herz mit Stolz zu erfüllen. In der Hauptsache galt sie ja nur einem armen Maulesel. Aber selbst Joe, der es sonst sehr genau nahm, hatte im allgemeinen nichts besonderes dagegen einzuwenden, und das war um so erstaunlicher, als er eine ausgesprochene Verachtung gegen alle Vierfüßler hegte. Es schien, als betrachte er das als unvereinbar mit seiner Würde als Seemann. Schlecht war er nicht — im Gegenteil. Er hat nie unserem Beppo einen Fußtritt gegeben, wenn dieser knurrend die Zähne fleischte, weil er ihm an seinen Freßnapf vor der Kambüsentür zu nahe kam. Er überfah ihn einfach.

Aber nun lassen wir Big Charley erzählen.

„Im Herbst 1887 musterte ich in New York auf dem „West Wind“, einer dreimastigen Schonerjacht, für eine zweijährige Reise um die Welt. Es war das feinste Schiff, das mein Fuß je betreten hat, und der schmuckste Segler, der jemals aus dem Hafen gelaufen ist.“

Joe wandte sich um, als hätte er nicht recht gehört, während Peter und Göranson vielstimmig Wände wechselten.

„Die Schrauben von Nickelstahl, das Deck von Yellompine, Schanzbelleidung, Rappen, Schlichtigs und Deckhaus, alles von poliertem Mahagoni. Und nun gar Masten und Latelwerk! Der Großbaum 72 Fuß lang und so dick, daß ich ihn nicht umspannen konnte. So machten wir denn auch Tag für Tag unsre 15 Knoten.“

„Als ich noch auf der „Mahflower“ fuhr, waren wir einmal auf Wache“ — versuchte Joe einzuschalten, aber Big Charley tat, als höre er nichts und fuhr fort:

„Wir kamen an Bord, als sie eben nur mit den Untermasten von der Werft in Philadelphia heraufgeholt wurde. Damals schon hatte sie 350 000 Dollar gekostet. Und dazu noch die Einrichtung. Wir waren einundsechzig Mann Besatzung einschließlich des Kapitäns.“

„Ich habe eine Reise gemacht, da waren wir siebzig an Bord“, fiel Göranson ein.

Big Charleys Pfeife schien nicht mehr zu ziehen, und während er sie in seine offene Hand ausklopfte, aufs neue füllte und anzündete, hatten die Kameraden gute Zeit, über allerlei Jachten zu verhandeln.

Göranson erklärte sie für das Beste, was überhaupt auf dem Salzwasser schwimmt; er hatte auf mehreren gedient und mußte es also wissen. Joe dagegen behauptete, daß Jachten für wirkliche Seeleute nichts wären. — „Ewiges Messingpuhen, auf Wache sein und keine Freiheit“, sagte er. „Auf meinem letzten Schiffe hatte ich einen Schiffskameraden, der eine Jacht verlassen mußte, nur weil er in einem Restaurant ein paar Saucenspeck in seiner Uniform mit Whisky ausgerieben hatte, so daß vielleicht ein wenig Spritzgeruch zurückgeblieben war. Man dulde keine starken Gerüche, hatte der Kapitän gesagt, und so war's alle mit ihm.“

„War das ein Irländer?“ fragte Göranson.

„Nein, aber ein Schwede“, parierte Joe und fuhr fort: „Nüchternheit will man freilich haben, aber nur im Logis, für die Mannschaft. In der Kajüte, in der Messe und im Speisesaal, da nimmt man's nicht so genau.“

Peter, der Rostoder, war noch auf keiner Jacht gewesen und versuchte zu berechnen, wieviel 350 000 Dollars in Reichsmark ausmachten.

„Ueber eine Million, Kreuz Donner!“

„Ja, über eine Million“, wiederholte Big Charley, „das will ich meinen, über eine Million. Und solch eine Jacht mit Besatzung und allem insdram zu brüten, das verschlingt täglich Tausende von Dollars. Darum gibt es auch nicht viele, die sich solch einen Luxus leisten können. Aber wenn einer sechzig Millionen Dollars auf der Bank hat, da kann er auch wohl „West Wind“ bauen und, wenn er will, sie noch von vorne bis hinten vergolden lassen. „West Wind“ war weiß, so weiß, daß sie, als wir in den Hafen kamen, von außen mit Süßwasser gewaschen wurde, damit die Spritzer vom Salzwasser seine grauen Flecke hinterließen, und wenn selbst die Salzflade grau erscheinen können, so muß ja die Wand weiß sein wie die Brust eines Albatros.“

„Was für Ladung tattet ihr?“ fragte Peter.

„Ladung! — Kerl, bist Du aber noch grün!“ fiel Göranson ein.

„Nein, Ladung hat man niemals auf einer Jacht“, sagte Big Charley belehrend. „Die dient nur zum Vergnügen. Ist man Besitzer einer Jacht, so ladet man seine besten Freunde zu einer Reise um die Welt ein, genau so wie Du und ich unsere Bekannten an einem schönen Sonntagnachmittag zum Segeln einladen. Man ist, schläft, ruht in bequemen Sesseln und liest Bücher, oder man promeniert auf Deck auf den allerfeinsten Tauwerksmatten. Man sieht alles Sehenswerte in allen Häfen der ganzen Welt, und alles, was man sieht, wird photographiert. Man segelt, wenn man Wind und Lust hat, und liegt vor Anker, wenn's einem behagt. Man bittet die Leute vom Festlande zu Mittag, wo dann vierzehnmals die Teller gewechselt werden müssen und wo vor jedem Gast eine lange Reihe von Weinsgläsern steht, weiße und grüne und rote. Und ist das Mittagessen vorüber — bei vornehmen Leuten endet der Mittag immer erst bei Nacht —, so geht man auf Deck, und da ist denn die ganze Nacht illuminiert. Hast Du eine Ahnung, Rostoder, was es sagen will, wenn eine amerikanische Jacht illuminiert ist? Du denkst nun wohl an Papierlaternen oder Bluelights? — No, Sir! Das ganze Fahrzeug von Steben zu Steben und von den obersten Topps bis zur Wasserlinie herunter ist wie ein einziges elektrisches Licht. Jedes Stag und jedes Yardun ist dicht besetzt mit kleinen elektrischen Lampen, zu Tausenden dicht aneinander gereiht.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Biologisches.

Wer weiß, was das noch werden mag? Die Naturforscher sind schon seit geraumer Zeit zu der Ueberzeugung gelangt, daß es eine leblose Welt im Gegensatz zur sogenannten Bewelt eigentlich nicht gibt. Auch die Stoffe, aus denen sich die Mineralien und Gesteine zusammensetzen, werden durch Naturkräfte derart in Bewegung erhalten, daß man ihnen in gewissem Verstande ein Leben zuerkennen muß. Die Grenze zwischen leblosen und anorganischen Stoffen ist nun durch die verblüffenden Entdeckungen über die Befruchtung von tierischen Eiern durch einfache chemische Lösungen weiterhin in Frage gestellt worden. Damit noch nicht genug, wollte schon vor einiger Zeit der englische Naturforscher Butler Burke aus Cambridge am Radium gewisse Lebenslemente nachgewiesen haben, denen er den Namen Radiobien beigelegt hat. Jetzt findet er einer Bundesgenossen in dem Franzosen Raphael Dubois, der vor der Pariser Akademie der Wissenschaften einen eigenartigen Vortrag über die Grenzen des Lebens gehalten hat. Auch für ihn ist das Leben mit der tierischen oder pflanzlichen Zelle nicht zu Ende, sondern setzt sich gleichsam nach unten hin in den Teil der Welt fort, den man bisher für unbelebt gehalten hat. So will er die physiologische Entstehung des Lichts durch besondere Lebenseinheiten erklären, die er als Luciferale bezeichnet. Sodann aber hat er auch an einem mineralischen Körper wie dem gewöhnlichen Chlorbarium eine sonderbare, an das Verhalten von Lebewesen erinnernde Erscheinung bemerkt. Wenn ein Stückchen dieses Minerals auf eine Oberfläche aus Gelatine gelegt wird, so wandert eine unzählige Menge winziger Körperchen, deren er in wenigen Minuten bis zu 122 500 gezählt hat, aus dem Mineral in die Gelatine hinein. Dubois will sie nicht direkt als lebendig bezeichnen, weiß aber auf die Ähnlichkeit ihrer Bewegungen mit lebenden Körpern hin.

Hygienisches.

Gesundheits-schädlicher Zitronensaft. Der in den letzten Jahren immer mehr um sich greifende Verbrauch von Zitronensaft hat zu einer fabrikmäßigen Herstellung des Saftes geführt. Der Saft ist wenig haltbar, er neigt zur Schimmelbildung und Gärung, wobei die Zitronensäure vorwiegend in Essigsäure und Weinsäure umgewandelt wird. Die Sterilisation durch Pasteurisierung scheint im Großbetrieb nicht durchführbar. Es wird daher dem Saft zur Konservierung 8—10 Proz. Alkohol oder Ameisensäure hinzugefügt. Die dem Zitronensaft zugelegte Menge von Ameisensäure scheint zwischen 0,2—0,3 Proz. zu liegen. Ein Drogist war wegen Feilhaltung eines Zitronensaftes, der 0,24 Proz. Ameisensäure enthielt, angeklagt. Der Gerichtsarzt und das Medizinalkollegium hielten diesen Zusatz für geeignet, die menschliche Gesundheit zu schädigen. Die wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen, die nunmehr um Erstattung eines Obergutachten angegangen wurde, betonte, daß die Wirkung der Ameisensäure sich nicht von der anderer organischer Säuren, von Essig- und Milchsäure, die auch in konzentrierter Form eine Verätzung bewirken, unterscheidet. Der Zitronensaft wird aber nicht rein, sondern in einer Verdünnung mit der 5—10fachen Wassermenge als Limonade genossen. Bei der Verwendung als Küchengewürz dürfte die Verdünnung meist noch größer sein. Die Deputation gab daher ihr Gutachten ab, daß ein Zusatz von 0,24 Proz. Ameisensäure zum Zitronensaft, der infolge seines hohen Säuregehaltes in der Regel nur in starker Verdünnung genossen wird, als gesundheits-schädlich nicht anzusehen ist. Die Deputation will aber damit eine allgemeine Verwendung der Ameisensäure als Konservierungsmittel durchaus nicht für zulässig erachten.